Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 50 (1970-1971)
Heft: 1

Buchbesprechung: Bücher
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bücher

DER BONJOUR-BERICHT IN DER ZEITGESCHICHTLICHEN KONTROVERSE

Edgar Bonjour hat sich auch in der Bewältigung seiner schwierigsten Forschungsaufgabe als der bewährte Meister in der hohen Kunst unbestechlicher Geschichtsschreibung erwiesen. Nicht nur galt es, kaum übersehbare Aktenmassen zu erschliessen und für eine Gesamtdarstellung auszuwerten; darüber hinaus mussten die Forschungsergebnisse beurteilt werden. Dass Bonjour den Mut zur persönlichen Stellungnahme zeigt, gibt diesem Werk sein besonderes Gepräge. Er hat uns bereits in drei Bänden die Geschichte der schweizerischen Neutralität bis 1939 nahegebracht. Mit ihnen vereinigt sich die im Auftrag des Bundesrates vorgenommene Untersuchung über die Aussenpolitik der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges zu einem Standardwerk, das nicht nur dem Historiker, sondern jedem an der schweizerischen Geschichte und Politik interessierten Laien wertvollste Dienste zu leisten vermag[1]. Wenn der letzte kurze Zeitabschnitt in weiteren drei Bänden behandelt wird, so liegt dies nicht zuletzt im Wandel begründet, den die offizielle schweizerische Neutralitätsauffassung während der entscheidenden Kriegsjahre erfahren hat. Die besondere, weit über den bisherigen Rahmen hinausreichende Fragestellung verlangte auch, Massnahmen des Armeekommandos, gewisse innenpolitische Vorgänge, die Rolle massgebender Persönlichkeiten sowie ungenügend abgeklärte Ereignisse zu untersuchen. Dadurch wurden einige Problemkreise zu Schwerpunkten, die sonst eher am Rande einer Neutralitätsgeschichte gestanden hätten. Um so mehr beeindruckt die mit ihrer schlichten Sprachkunst alle Schwierigkeiten und Divergenzen überwindende, umfassend klare Darstellung.

Schon der erste Band des lange erwarteten Berichtes hat eine lebhafte Diskussion ausgelöst, die vor allem in der welschen Schweiz zu einiger Erregung geführt hat. Durch die inzwischen publizierten Ergänzungen und Schilderungen von Zeitgenossen, die an den damaligen Ereignissen unmittelbar Anteil genommen haben, ist die Vielschichtigkeit der Probleme noch verdeutlicht worden. Hingegen ist nicht zu übersehen, dass trotz dieser wertvollen Beiträge eine eigentlich wissenschaftliche Diskussion der Forschungsergebnisse des Basler Historikers weitgehend unterblieb und wohl auch erst später in Gang kommen kann. Professor Bonjour ist durch seinen einzigartigen Auftrag der noch im argen liegenden jungen Wissenschaft, der schweizerischen Zeitgeschichtsforschung, weit vorausgeeilt. Mit seinem grundlegenden Werk hat er die Ausgangsbasis geschaffen, von der aus ins einzelne gegangen werden kann. In diesem Sinne soll im folgenden der erste Band der «Geschichte der schweizerischen Neutralität im Zweiten Weltkrieg» gleichzeitig mit einigen kontroversen oder offen gebliebenen Fragestellungen vorgestellt werden.

Der erste Teil des in vier Hauptabschnitte gegliederten Buches untersucht die Massnahmen, die mit Kriegsausbruch die Schweiz zu ergreifen hatte, und zeichnet die Ereignisse bis zum Zusammenbruch Frankreichs im Juni 1940 nach. Richtungsweisend für die schweizerische Aussenpolitik im Zweiten Weltkrieg war die Neutralitätserklärung des Bundesrates vom 31. August 1939[2]. Dieses grundsätzliche Statement, in seinem Kern demjenigen von 1914 nachgebildet, liess der Bundesrat über vierzig ausländischen Regierungen überrei-

chen und bestätigen. Hinzu kam die «Verordnung über die Handhabung der Neutralität» vom 14. April 1939, welche ein Tag nach Kriegsausbruch in Kraft gesetzt wurde[3]. Dass man das eigene Territorium mit allen Mitteln verteidigen werde, war die international als selbstverständlich angesehene Voraussetzung; hier galt es, den entschlossenen Willen zur Abwehr gegenüber allen Nachbarn in gleicher Weise zu bekunden. Als ein besonders schwieriges Problem entpuppte sich die Verteidigung des Luftraumes. Hier genügte es, wenn der Neutrale nach Massgabe seiner Kräfte den Luftraum gegen Verletzungen zu schützen versuchte. Dem Grundsatz «ultra posse nemo tenetur» schliesst sich Bonjour an. Für die wirtschaftliche Neutralität galt es allein den Artikel 9 der Haager Konvention zu beobachten, der bei Abmachungen über Kriegsmaterialien die Parität gegenüber allen Kriegführenden verlangte. Ob der Bundesrat diesem wichtigen Grundsatz der Parität «mit bemerkenswerter geschäftlicher Klugheit nachgelebt hat» – wie Bonjour schreibt – oder vielmehr nachzuleben wünschte, wird sich erst in seinem dritten Band erweisen.

Gegensätze innerhalb des Bundesrates

Der am 30. August 1939 von der Bundesversammlung angenommene Vollmachtenbeschluss entzog wichtige Bundesmassnahmen dem Entscheid des Volkes. Er bildete die Plattform für die weitgehenden Kompetenzen des Bundesrates in ausserordentlicher Zeit, verwandelte aber, wie der Verfasser zu Recht betont, «die Schweiz im Laufe der Kriegsjahre fast zwangsläufig in eine autoritäre Demokratie» (S. 34). Inwiefern die Erteilung dieser ausserordentlichen Vollmachten verfassungswidrig war, wird hier nicht berührt. Da der Exekutive Macht und Verantwortung einseitig zufielen, wäre es besonders wichtig zu wissen, wie sich der bundesrätliche Wille gebildet hat. Wie nun Bonjour feststellen musste, halten die Protokolle der Sitzungen des Gesamtbundesrates nur deren Ergebnisse fest. Für Aufschlüsse über die Gruppierung innerhalb des Siebner-Kollegiums bleibt man auf sekundäre Hinweise angewiesen. Bonjour selbst kommt nach vorsichtigem Abwägen zum Schluss, «dass zu Pilet, dem Leiter der Aussenpolitik von 1940–1944, die Kollegen Wetter und Etter hielten, in der anderen Gruppe Minger, Obrecht und Baumann sich zeitweise zusammenfanden, während Celio zwischen den beiden Richtungen stand» (S. 35). Damit bleiben jene Spannungen und Auseinandersetzungen innerhalb des Gesamtbundesrates im Dunkeln, die im entscheidenden Jahr 1940 eine Neuorientierung der schweizerischen Politik zum Gegenstand hatten. Das vom Verfasser gezeichnete Bild wird noch durch einen von ihm nicht erwähnten Bericht des deutschen Gesandten Köcher verdeutlicht. Diesem hat Ende 1940 Pilet selbst in einem interessanten Überblick nicht nur sein sinkendes Prestige, sondern auch seine geschwächte Stellung im Bundesrat geklagt:

«Bundesrat Pilet-Golaz hat zweifellos die Einsicht und den besten Willen, die Politik der Schweiz neu zu orientieren. Er hat sich mir gegenüber ganz offen darüber ausgesprochen, in was für einer Gefahr sich die Schweiz seiner Auffassung nach befände. Aber er habe nur geringe Autorität, da sein Prestige stark gelitten habe, seitdem er infolge der Unterredung mit den Vertretern der Erneuerungsbewegung und der daran anschliessenden Veröffentlichung in der Presse von sämtlichen Parteien in der Schweiz, und insbesondere auch von seiner eigenen, auf das heftigste angegriffen worden ist. Das Verlangen, dass er als Bundesrat zurücktreten solle, war allgemein und wird noch heute gestellt. Auch im Bundesrat habe er grosse Widerstände. Die einzigen Bundesräte, die ihm zu folgen vermögen und guten Willens seien, ihn zu unterstützen, sind Wetter, der Finanzminister, und Etter, der Innenminister. Die Bundesräte Baumann, Stampfli und Celio sind vollständig passiv[4].»

Interessanterweise war der Tessiner Bundesrat Celio gegen die faschistischen

Umtriebe bedeutend negativer eingestellt als gegenüber den deutschen Zumutungen. Insofern bestätigt sich auch hier die Einstellung, die Pilet bei der Übernahme des Politischen Departementes gegenüber dem deutschen Gesandten Köcher zeigte: «Er könne als Welschschweizer deutschen Wünschen gegenüber eher Entgegenkommen zeigen als ein deutschschweizerischer Kollege, dem eine derartige Haltung viel leichter verdacht würde[5].»

Besonders ausführlich behandelt Bonjour den Konflikt mit Deutschland wegen der verschiedenen Fliegerzwischenfälle. In dieser gravierenden Weise die erste, durch die deutschen Neutralitätsverletzungen hervorgerufene Auseinandersetzung mit den Reichsbehörden seit Kriegsbeginn, erwiesen sich, wie der Verfasser feststellt, in der Luft die Schweizer als ebenbürtig, «auf dem diplomatischen Parkett jedoch zogen sie den kürzeren» (S. 104). Durch die Auslieferung der 17 in der Schweiz internierten deutschen Flieger sowie der zur Landung gezwungenen deutschen Kriegsflugzeuge ist offenbar ein vermeidlicher Neutralitätsbruch begangen worden.

Es war ein glücklicher Umstand, dass für unsere Fliegertruppen eine gewisse Anzahl modernster deutscher Kampfflugzeuge erworben werden konnte. Im Herbst 1938 lieferte Deutschland 10, im Juni 1939 30 und in der Zeit vom Oktober 1939 bis April 1940 sogar 50 Flugzeuge der Typen Me 109D und 109E[6]. Unverständlich ist daher, wenn der Verfasser schreibt: «Zwei Monate nach Kriegsausbruch trafen 30 Messerschmitt ein, im ersten Kriegswinter weitere 40» (S. 85). Als unsere Armee den ernsthaften Verletzungen unseres Luftraumes durch die deutsche Luftwaffe die Stirn zu bieten hatte, verfügte sie jedoch über 90 Flugzeuge dieses Typs. Dies wird auch durch eine interessante Episode bestätigt, die eigentlich auch in dieses Kapitel gehörte. Am 2. Juli 1940 verlangte der erzürnte Göring, «die Schweiz dürfe überhaupt nicht mehr mit deutscher Kohle beliefert werden, wenn sie nicht die ihr von uns in der Zeit vom Herbst 1939 bis Frühjahr 1940 gelieferten 90 Messerschmittflugzeuge an uns zurückliefere»[7]. Nachdem das von Göring befohlene Sabotageunternehmen gegen die Schweiz gescheitert war, wollte er offenbar auf diesem Wege zu seinem Ziel gelangen. Aus wirtschaftspolitischen Erwägungen musste er jedoch seine radikale Forderung wieder fallen lassen[8].

Die «inspirierte» Radioansprache von Pilet-Golaz

Die bundesrätliche Rede vom 25. Juni 1940 bildet den Inhalt des bedeutsamsten Kapitels dieses ersten Teils. Die als Aufforderung zur Anpassung umstrittene Rede, und dies ist bisher noch zu wenig bekannt gewesen, findet ihren Ursprung keineswegs allein im einsamen Entschluss des damaligen Bundespräsidenten. Am Vorabend forderte Nationalrat Theodor Gut, Verbindungsoffizier der Landesregierung zur Abteilung Presse und Funkspruch, im Auftrag der Armee den Bundesrat auf, sofort öffentlich zu den mit dem Waffenstillstand eintretenden veränderten Weltereignissen Stellung zu nehmen. Der Verfasser fährt fort: «Unverzüglich setzten sich die drei Bundesräte Pilet, Etter und Minger mit Gut zusammen und besprachen bis gegen Mitternacht die zu haltende Rede» (S. 115f.). Neben den schockierenden Auswirkungen, die die verheerende Niederlage Frankreichs hervorriefen, sind auch von Bonjour nicht berücksichtigte Einflüsse wie etwa jene aus den Kreisen der Diplomatie zu untersuchen. In diesen Wochen war wohl der apostolische Nuntius Bernhardini nicht der einzige, der dem Bundespräsidenten «eindringlich» nahelegte, «das Verhältnis zu Deutschland, so schnell als es ihm möglich sei, zu verbessern»[9]. Diese zweifellos noch nicht genügend erhellten komplexen Zusammenhänge hat man sich zu vergegenwärtigen, will man die verfehlte Rede Pilets beurteilen[10].

Dass Pilet damals nicht an den deutschen Endsieg geglaubt hat, wie er selbst bei späteren Verteidigungsversuchen seiner umstrittenen Rede wiederholt betonte, ist kürzlich von *Georges Perrin* und *Pierre*

Béguin bestätigt worden; sie bezeugen, 1940 von Pilet Äusserungen in diesem Sinne gehört zu haben[11]. Dem steht allerdings die bisher bekannt gewordene Haltung des Aussenministers in den entscheidenden Jahren gegenüber. Die Möglichkeiten, mit denen der Politiker zu rechnen und die er gangbar zu erhalten hat, sind unendlich vielfältiger als jene der Militärs, die nur die Alternative unbedingte Kampfbereitschaft oder Kapitulation zu kennen haben. Dass Pilet der eigenen Undurchsichtigkeit seiner zahlreichen Wege und Fühler zum Opfer gefallen ist, liegt an der weitaus schwierigsten Aufgabe, die er zu erfüllen zweifellos gewillt war: die Schweiz – wie immer auch der Krieg ausgehen mochte – über alle Kriegsstürme hinweg sich selbst zu erhalten.

Auflösung undifferenzierter Denkschemen

Anpassung oder Widerstand – mit dieser Thematik befasst sich der zweite Abschnitt. Gerade hier zeigt sich mit aller Deutlichkeit, dass eine solch undifferenzierte Fragestellung, aus der verzerrenden Nahperspektive ins Absolute erhoben, an der Oberfläche bleiben muss. So sehr die sachliche Darstellung des Verfassers beeindruckt, scheint er sich von diesem zeitbedingten Alternativschema nicht ganz frei machen zu können. Bewegungen wie die «Aktion Nationaler Widerstand» oder der «Offiziersbund», die für die kompromisslose Verteidigung unseres Landes eintraten und jeglichen Defaitismus bekämpften, finden hier ihre verdiente Würdigung. «Der Nachfahr erlabt sich an diesen Manifestationen des Abwehrgeistes ...», schreibt Bonjour zu Recht. Mit der Alternative «Anpassung oder Widerstand» ist heute jedoch die Gefahr des Mythos allzu eng verbunden; im positiven Sinn wird an ein mit ungezählten Leben erkämpftes Heldentum der Résistance angeknüpft, zum andern klingt das Grauen vor den zu Quislingen gewordenen Verrätern auf.

Dass diese bedeutsame Perspektive eben nur einen Teilaspekt darstellt, zeigt sich auch im Kapitel «Widerstand der Behörden» (S. 194ff.). Es kann nicht überzeugen, wenn nach diesem Denkschema die Festigkeit des Politischen Departementes an der Ablehnung von Frölichers Konzessionswünschen demonstriert wird. Sicherlich bleibt fraglich, ob man aus der wiederholten Ablehnung von Vorschlägen der Berliner Gesandtschaft – wie sie aus den Akten hervorgehen – einen tatsächlichen Dissens zwischen Pilet und Frölicher herauslesen darf. Da ohne ein erträgliches zwischenstaatliches Verhältnis die eigenen Wünsche kaum durchzusetzen sind, hat der Berliner Gesandte ständig nach Möglichkeiten zur Minderung der erheblichen Spannungen gesucht. Dabei war es selbstverständlich, dass manche aus der einseitigen Sicht des Berliner Postens kommende Vorschläge von der umfassender informierten Berner Zentrale abgelehnt wurden. Dass Pilet seinen Gesandten gegen alle Entmachtungsversuche gedeckt hat, beweist überdies, dass man grundsätzlich übereinstimmte. Wie in jedem Ministerium gab es natürlich auch im Eidgenössischen Politischen Departement interne Strömungen. Pierre Bonna etwa zeigte als Chef der Abteilung für Auswärtiges eine ausserordentlich feste Haltung, weshalb er im Berliner Auswärtigen Amt als deutschfeindlich galt[12]. Hier wäre wohl eine Spezialstudie erforderlich; die Gegenüberstellung Pilet/Frölicher erscheint jedoch als zu einfach.

Grösstes Aufsehen hat die Veröffentlichung der Briefe des Generals an die Bundesräte Minger und Pilet aus dem Jahre 1940 hervorgerufen. Da Frölicher, dem die persönlichen Kontakte zu Hitler, Ribbentrop und anderen höchsten Nazigrössen fehlten, den Initianten dieser Briefe offenbar nicht mehr genügte, drängte der General auf «une ‹ambassade› extraordinaire, qui serait confiée à un homme ‹nouveau›»[13]. Für diese Sondermission nach Berlin schlug er Carl J. Burckhardt vor, der Hitler aus seiner Tätigkeit als Völkerbundskommissar in Danzig persönlich kannte. Sie wäre mit besonderen Verhandlungsvollmachten ausgestattet gewesen:

«Parmi les diverses questions qui pourraient être traitées par M. Burckhardt, il y aurait, entre autres, de larges échanges culturels, artistiques et touristiques. Enfin, dans un domaine très particulier, celui de la presse ... M. Burckhardt serait particulièrement qualifié pour tenter un apaisement et instituer une collaboration[14].»

Vielleicht vermutet Bonjour zutreffend, wenn er den «Vater des ganzen Planes» in Oberst Roger Masson zu finden glaubt; allerdings ist nicht ersichtlich, aufgrund welcher Faktoren er zu diesem Schluss gekommen ist (S.231). Hingegen hiesse es wohl den Sachverhalt verkennen, wenn Pierre Béguin meint, der General habe diese Briefe «par amitié aveugle» unterzeichnet. Damals hatte General Guisan einer zu offenen und daher von ihm als gefährlich erachteten Schreibweise der Presse eindeutig ablehnend gegenüber gestanden. Vor allem aber mussten die durch den Dokumentenfund bei La Charité-sur-Loire in höchsten deutschen Regierungskreisen bekannt gewordenen militärischen Absprachen zwischen der Schweiz und Frankreich Guisan ernsthaft beunruhigt haben.

Die Tatsache, dass Pilet-Golaz den Vorstoss des Generals abgelehnt hat, verdeutlicht vielleicht am eindringlichsten, wie ungenau das Schema «Anpassung oder Widerstand» als Wertungsmassstab ist. Die vielfältigen Erscheinungen, die sich wandelnden und ineinanderfliessenden Konzeptionen und Vorstösse, die alle den Fortbestand der historisch gewachsenen Eidgenossenschaft zum Ziele hatten, sind durch die Darstellung des Basler Historikers lebendig geworden. Hier über gewohnte Denkvorstellungen hinweg ein nuancierteres Bild der komplizierten Verhältnisse erschlossen zu haben, ist sein besonderes Verdienst.

Das Urteil über Hans Frölicher

Die hervorragende Tätigkeit von Walter Stucki, der unser Land in Frankreich als wohl begabtester schweizerischer Diplomat vertrat, unsere Beziehungen zu Italien während Paul Rüeggers klugem und umsichtigen Wirken in Rom sowie die unter Motta und Pilet vernachlässigten Beziehungen zu England bilden neben dem umstrittenen Verhältnis zur Exilregierung Polens den Hauptgegenstand des dritten Abschnittes. Gleichwohl zieht das Kapitel «Schweizer Gesandtschaft in Berlin» die grösste Aufmerksamkeit auf sich, kam doch diesem Aussenposten der schweizerischen Diplomatie während der ersten Kriegsjahre die grösste Bedeutung zu. Vor allem in diesem Kapitel wird dargestellt, was *Hans Fleig* mit den Worten glaubte zusammenfassen zu können: «Professor Bonjour hat seine Pflicht als Historiker getan und ihn glaubhaft hingerichtet. Frölichers Kopf rollt in den Sand[15].» Schon die Lektüre von Hans Frölichers Aufzeichnung «Meine Aufgabe in Berlin» hinterlässt den Eindruck einer deprimierenden Ahnungslosigkeit[16]. Das Urteil Edgar Bonjours ist wohl zutreffend, wenn er schreibt:

«Überblickt man die lange Reihe der einlässlichen Gesandtschaftsberichte, so ergibt sich daraus von Frölicher das Bild eines gewandten Diplomaten der alten Schule und eines anständigen, aber ängstlichen, sehr beeindruckbaren Menschen, eines rasch und flach urteilenden Mannes ohne viel Verständnis, Einsicht und Grundsätze, der weitgehend den Ansichten seiner deutschen Umgebung erlag. Dem neuen Stil der Politik, der Brutalität und Verlogenheit der nationalsozialistischen Methoden, war er kaum gewachsen» (S.246).

Wenn gleichwohl das von Frölicher gezeichnete Bild einseitig wirkt, liegt dies nicht zuletzt an den für die Beurteilung Frölichers verwendeten Quellen. Neben der wiederholten Wiedergabe des Urteils von Max Waibel, eines verdienten Mitglieds der entschlossenen Abwehr, aber auch eines ausgesprochenen Gegners des Berliner Gesandten, wird fast nur die Berichterstattung Frölichers an Pilet verwertet. Dadurch treten die negativen Aspekte, die Schwächen und Fehlbeurteilungen dieses Diplo-

maten klar zutage. Ist es aber nicht die Pflicht des Historikers, auch nach jenen Fakten und Aspekten zu suchen, die zu Gunsten des derart Belasteten sprechen, bevor er sein vernichtendes Urteil fällt? Nach Bonjour scheint Frölicher keine positiven Leistungen aufzuweisen haben. Die Frage, ob ein Gesandter in Berlin, der für die Schweiz unermüdlich gute Stimmung zu machen suchte und bei den Deutschen wohl gelitten war, dessen Mahnungen man aber im Politischen Departement zurückhaltender hätte gegenüberstehen müssen, für die Schweiz nicht doch recht nützlich gewesen ist, wird nicht einmal aufgeworfen. Wenn vermerkt wird, dass etwa Max Grässli als Gesandtschaftssekretär ein Gegengewicht zur Politik Frölichers gebildet habe, hat dies zweifellos seine Richtigkeit. Aber wäre Grässli, der von den Deutschen als spionageverdächtig mit Argwohn verfolgt wurde, ein besserer Gesandter gewesen[17]?

Hans Frölichers diplomatische Tätigkeit in Berlin ist nur verständlich, wenn man sich das Vertrauensverhältnis zwischen ihm und Ernst von Weizsäcker, dem damaligen Staatssekretär im Auswärtigen Amt, vergegenwärtigt. «Dass der Schweizer Gesandte», so Bonjour, «dem deutschen Staatssekretär fast blind vertraute, ist unbestritten» (S.250). Der Frage, ob Weizsäcker ein Freund der Schweiz war oder nicht, kommt daher entscheidende Bedeutung zu; hier liegt der Schlüssel zum Verständnis der Berliner Vorgänge. Recht einfach lässt sie sich nach der Darstellung des Verfassers beantworten: «Im Nürnberger Prozess gab ein Mitarbeiter des ehemaligen Staatssekretärs zu Protokoll, sein Vorgesetzter würde die Schweiz vor einem deutschen Überfall gewarnt haben, wenn er rechtzeitig davon Kunde erhalten hätte; aber wenn der deutsche Angriffsbefehl schon ausgegangen wäre, würde er die Warnung unterlassen haben, um nicht noch mehr deutsche Soldaten in den Tod zu schicken. Diese Stellungnahme im Einzelfall gewährt einen Durchblick auf Weizsäckers Haltung im allgemeinen. Er befand sich in einer Grenzsituation, war oft unschlüssig, wozu er sich entscheiden sollte. Letztlich aber handelte er immer als deutscher Nationalist» (S.250).

Diesen referierenden Abschnitt hat der Verfasser einem kleineren, aber bedeutsamen Aufsatz von *Willy Bretscher* entnommen, der seinerseits diese Aussage im Nürnberger Prozess ohne Quellenverweis schon zusammengefasst hat[18]. Wir können also nicht nachprüfen, wer diese Aussage gemacht hat, wie sie genau lautet, ob es sich um einen Zeugen der Anklage oder des Angeklagten handelt. Vor allem zwei Bedenken machen aber eine kritische Überprüfung im Prozessprotokoll unbedingt erforderlich. Auf eine entsprechende Frage der Anklagevertretung hätte der betreffende Zeuge als Mitarbeiter des Staatssekretärs wohl kaum aussagen können, Weizsäcker würde den Angriff auch nach seiner Auslösung noch verraten haben; eine solche Aussage hätte Weizsäcker in Deutschland moralisch unmöglich gemacht. Ausserdem kann wohl kein Dritter sagen, was der Staatssekretär in der Notsituation des bereits ausgelösten Angriffs gegen die Schweiz gemacht hätte.

Fest steht hingegen, was Bonjour nicht schreibt, dass Weizsäcker Ulrich Wille versprochen hatte, die Schweiz im Falle einer ernsthaften Invasionsgefahr zu warnen[19]. Albrecht von Kessel sagte sogar vor dem Militärgerichtshof aus: «Er war so eine Art Schweizer Engel, und das wissen die Schweizer heute auch noch, sehr viele[20].» Verschiedene prominente Schweizer, darunter Bundesrat Etter, haben denn auch für Weizsäcker ein Affidavit abgegeben. Dass Weizsäcker für die Bedeutung einer deutlichen Sprache der schweizerischen Presse kein Verständnis hatte, da er nur die Auswirkungen auf den leicht reizbaren Hitler sah, spricht nicht dagegen, dass er als national gesinnter Deutscher ein wertvoller Freund der Schweiz gewesen ist. In der hier allzu einfachen Darstellung des Verfassers entsteht der Eindruck, als habe Frölicher einem Staatssekretär blindlings vertraut, der ihn grob täuschte. Dem steht gegenüber, dass Frölichers Stellung in Berlin nicht zuletzt deshalb so stark war, weil

die guten Beziehungen zu Weizsäcker für die Schweiz unter den damaligen Umständen von grossem Nutzen gewesen sind. Darüber allerdings ist naturgemäss zumindest aus den deutschen Akten nichts zu entnehmen, da es sich hier um mündliche Hinweise handelte.

Pilets Beziehungen zu Max Leo Keller

Im letzten Abschnitt dieses Bandes werden einige Vorgänge untersucht, die bis heute zur Diskussion Anlass geben. Trotz eines offenbar breiten Dokumentenmaterials scheint nicht klar zu werden, welches Gewicht den einzelnen Fühlern für eine Audienz der Frontisten beim Bundespräsidenten zukommt. Die Gespräche mit Jakob Schaffner in Baden, die Vermittlungsdienste von Bundesrat Ernst Wetter und die Vorstösse von Korpskommandant Ulrich Wille haben den Bundespräsidenten zu diesem verfehlten Empfang bewogen. Wenige Tage nach der umstrittenen Audienz hat Pilet am 14. September 1940 Max Leo Keller auf dessen Initiative hin noch einmal in seiner Privatwohnung empfangen. Keller war damals der führende Kopf der «Nationalen Bewegung der Schweiz». Er bat Pilet um Instruktionen für den Fall, dass er bei seinem Besuch in Deutschland mit dem Reichsminister Rudolf Hess zusammentreffe. Es war der grosse Fehler des Bundespräsidenten, seine zweite Unterredung mit Keller zu verschweigen. Damit hatte sich Pilet selbst schwer geschadet. Eine Notwendigkeit, diese rührigen Vertreter einer politisch längst einflusslos gewordenen Gruppe zu empfangen, hatte nicht bestanden; die Frage nach den Motiven begründete Pilet im Jahr 1950 selbst: Er habe die drei Frontisten absichtlich ohne Zeugen gesprochen, um sie besser aushorchen zu können. Nur ein einziger seiner Gesprächspartner sei ihm gefährlich erschienen – Max Leo Keller. «Warum Pilet aber ausgerechnet diesen vier Tage später noch einmal allein und geheim empfing, bleibt unerklärlich» (S. 347); mit diesen Worten wird jedoch Pilets Äusserung allzu rasch als «missglückter Rechtfertigungsversuch» abgetan. Wenn die Audienzen sich auch nicht rechtfertigen lassen, so sind sie ohne die Untersuchung der Beziehungen zwischen Keller und Pilet jedenfalls kaum verständlich.

Keller, ein hochbegabter, aber umstrittener Fachmann auf dem Gebiet der schweizerischen Elektrizitätswirtschaft, bewarb sich 1930 um eine Stelle in dem soeben hierfür gegründeten Bundesamt. Da Pilet eine Auseinandersetzung mit den Elektrizitätswerken fürchtete, wurde Kellers Bewerbung mit der wiederholten Begründung hinausgezögert, die Stelle genüge seinen hohen Fähigkeiten nicht. Obwohl Keller mit erstaunlicher Energie verschiedene Persönlichkeiten, darunter zwei Ständeräte und Bundesrat Schulthess, als Fürsprecher gewinnen konnte, verblieb Pilet bei unverbindlichen Freundlichkeiten, so dass Keller sein Lebensprojekt nach zwei Jahren schliesslich als gescheitert aufgeben musste[21]. Dass man den integrierungswilligen, aber ehrgeizigen Keller derart vor den Kopf und in die Opposition stiess, war die eine Seite des unpsychologischen behördlichen Vorgehens. Bundesrat Pilet aber, dessen Lavieren in dieser Angelegenheit weniger diplomatisch als peinlich wirkte, hatte seither offenbar ein berechtigtes Misstrauen gegenüber einem Mann, den er sich zum Feind gemacht hatte; daher das von Pilet hervorgehobene Misstrauen! Wenn auch viele Gründe mitspielten, so erscheint aufgrund dieser Zusammenhänge Pilets eigene Angabe sicherlich nicht absurd. Damit erhellen sich auch die Motive für den Empfang Kellers in Pilets Privatwohnung.

Die Eingabe der 173

Die Eingabe der 173 an den Bundesrat, ihr Zustandekommen und ihre Hintergründe sucht der Verfasser besonders eingehend darzustellen. Heute sind die «Grundlinien eines aussenpolitischen Sofortprogramms» vom 28. August sowie die hieraus entwickelte, weniger radikale Eingabe vom 15. November 1940 mit ihrem

undemokratischen und zum Teil rechtswidrigen Ansinnen nicht mehr verständlich. Als Produkt ihrer Zeit kann sie nur aus den Verhältnissen von 1940 begriffen werden, die Edgar Bonjour in seiner sachlichen Darstellung eindrücklich zu vergegenwärtigen weiss. Bereits am 1. August hatte der Bundespräsident Hektor Ammann, Andreas von Sprecher, Wilhelm Frick und Caspar Jenny zu einem informativen Gespräch empfangen. Wie den Ausführungen Bonjours zu entnehmen ist, wurden schon hier die meisten Forderungen des Sofortprogramms erörtert, darunter auch die Ausschaltung der Chefredaktoren Willy Bretscher, Albert Oeri und Ernst Schürch. Am Tage nach diesem Empfang bestätigten die Besucher Pilet den Inhalt der Besprechung noch einmal ausführlich. Wenn auch Unterschiede in der Beurteilung der Dringlichkeit einzelner Massnahmen klar zutage traten, war man sich damals anscheinend im Grundsätzlichen einig. Dieses Bild wird noch durch einen Brief von Bundesrat Wetter an Caspar Jenny vom 9. August 1940 ergänzt, in dem Wetter von der «Gerechtigkeitsmeierei und Weltschulmeisterei» einiger Herren der Presse spricht.

Bedeutsam ist hier ein von Bonjour nicht zitierter Abschnitt[22]: «Aber liegt nicht auch die Verantwortung noch auf einer andern Seite? In den Verwaltungsräten unserer grossen Blätter sitzen Herren aus Handel und Industrie. ... Wäre es nicht gut, Sie würden auch da einmal anklopfen und mahnen? Der Bundesrat hat monatelang darauf gewartet, ob ihm von dieser Seite her einige Unterstützung werde. Und er hat umsonst gewartet. Nun sagen Sie in Ihrem Brief: Es gibt auch einige Herren aus der Wirtschaft, die geeignet wären, eine gescheitere Einstellung der Presse zum Dritten Reich zu fördern. Also endlich vor!»

«Also endlich vor!», das war eine verhängnisvolle Parole für den allzu bereitwilligen «Volksbund für die Unabhängigkeit der Schweiz». Die aus ihm hervorgegangene «Aktion zur Wahrung der Neutralität» hat in verschiedenen Versammlungen die beabsichtigten Forderungen erörtert. Bevor die Eingabe schliesslich eingereicht wurde, fanden Unterredungen mit führenden Persönlichkeiten wie Bundesrat Wetter, Bundesrichter Hasler und Nationalrat Theodor Gut statt. Das Gefühl, mit der Eingabe dem Bundesrat die lang erwartete Handhabe für radikalere Massnahmen zu geben, kann den Unterzeichnern nicht abgesprochen werden. Wenn es auch von Bonjour nicht ausgesprochen wird, so stimmt es doch nachdenklich, wie dieses ruhmlose Unternehmen von amtlicher Seite nicht nur wohlwollend geduldet, sondern auch gefördert wurde. Dass sich die Initianten dem Bundesrat verpflichtet fühlten, zeigte sich auch, als Bundesrat von Steiger, ein ehemaliges Volksbundsmitglied, die als vertraulich eingereichten Namenslisten nach dem Krieg veröffentlichen liess. Obwohl ihnen verschiedene belastende Dokumente, darunter der Brief des Generals an Pilet über die Sondermission Burckhardt sowie die Affäre der La Charité-Akten bekannt gewesen waren, unterliessen sie deren Veröffentlichung zur eigenen Rechtfertigung, um nicht die Landesregierung zu gefährden[23].

Auch bei den Gesprächen über Pressefragen mit hierfür wenig geeigneten deutschen Vertretern, darunter Dr. Klaus Hügel, die allein schon durch die Tatsache, dass sie stattfanden, in einem merkwürdigen Licht stehen, scheint die amtliche Beteiligung noch über die bereits von Bonjour geschilderte Anteilnahme hinauszugehen. Eine abschliessende Würdigung allerdings wird erst möglich sein, wenn das im nächsten Band behandelte äusserst heikle Problem der Pressekontrolle vorliegt. Nicht ganz durchsichtig ist die Argumentation, wenn der Verfasser auf Seite 367 schreibt: «Trotz der späteren gegenteiligen Behauptungen der Initianten besteht durchaus die Möglichkeit eines geistigen Zusammenhanges zwischen der Eingabe der 173 und den Besprechungen mit Hügel.» In der Schlusswürdigung dieser Aktion heisst es dann: «Dass das ganze Unternehmen letztlich auch vom Dritten Reich inspiriert schien, behaftete es mit

einem besonderen Makel» (S.382). Ohne eine entsprechende Beweisführung dürfte eine solche Aussage, deren vorsichtige Formulierung nicht über ihren definitiven Charakter hinwegtäuschen kann, nicht gemacht werden. Weshalb unvermittelt von Jenny, Rieter, Frick, von Sprecher und Grob als von NBS-Leuten gesprochen wird, bleibt unverständlich (S.379).

Die Denkschrift Däniker, der tiefe Gegensatz zwischen General Guisan und Oberstkorpskommandant Wille, die schweizerischen Ärztemissionen sowie zahlreiche andere Kapitel, die der eingehenden Lektüre würdig sind, wären noch zu erwähnen.

Problematischer Quellennachweis

Dass einem Historiker das gesamte Material des Bundesarchives sowie der übrigen amtlichen Dokumentationen zum ersten Mal restlos zur Verfügung stand, lässt dem Bonjour-Bericht eine hervorragende Bedeutung zukommen. Früheren Äusserungen des Verfassers ist zu entnehmen, dass nicht nur Lücken im Bundesarchiv bestehen, sondern dass das zum Teil auch unergiebige Material in bestimmten Partien schlecht geordnet ist[24]. Gewisse Aktenbestände sind überdies noch nicht abgeliefert worden oder liegen gar in privaten Händen. Keinen klaren Überblick erhält man über die vorhandenen und ausgewerteten Dokumente, schriftlichen und mündlichen Mitteilungen verschiedener Persönlichkeiten.

Als eine besonders wichtige Quelle erwiesen sich die Bestände des Politischen Archives des Auswärtigen Amtes in Bonn (PAB). Es versteht sich von selbst, dass eine Darstellung von so hohem wissenschaftlichen Rang dem Leser durch entsprechende Hinweise die Möglichkeit geben sollte, die aus der Darstellung gewonnenen Erkenntnisse aufgrund der Originalakten zu vertiefen. Leider verzichtete der Verfasser darauf, die meisten der von ihm zitierten Akten derart zu kennzeichnen, dass sie sich überprüfen lassen. Quellenhinweise wie «Reichssicherheitshauptamt, PAB» (S.323, Anm.1), «Memorandum Weizsäcker, Berlin 8. August 1940, PAB» (S.158, Anm. 18), aber auch die zahlreichen Angaben wie «Köcher an das Auswärtige Amt, Bern, 26.August 1940, PAB» (S.158, Anm. 16) sind in Anbetracht der vielen Aktenbände wenig zweckdienlich. Akten aus diesem Bonner Archiv müssen entweder nach den dort verwendeten Findbüchern oder nach den Signaturen und Provenienzen entsprechend der Aufschriften der einzelnen Aktenbände zitiert werden. Wie man die «Notizen 3.Juli 1940» (S.103, Anm. 44) oder Angaben wie «Ernst an Masson, 16.Oktober 1940» (S.207, Anm. 24) in den Aktenmassen des Bundesarchives oder gar an einem anderen nicht erwähnten Ort finden soll, bleibt ungeklärt. Manche Angaben wirken ungewollt verschwommen. Der Quellenvermerk «Spezialbericht des Nachrichtendienstes, 10.Dezember 1940» etwa, erweckt den Eindruck von der Existenz besonders geheimer und verborgener Dossiers (S.167, Anm.38). Dabei wäre das genannte Dokument sehr leicht wieder auffindbar mit dem richtigen Hinweis: Hans Hausamann, Spezialbericht v. 10. 12.1940; Archiv Hausamann, St. Gallen.

Aus der Überfülle des Materials musste für die direkte Auswertung eine eng begrenzte Auswahl getroffen werden. Ein Quellenverzeichnis gibt daher einen Einblick in das Fundament, das einer derartigen Untersuchung zu Grunde gelegt worden ist. Wenn auch im ersten Band auf ein solches Verzeichnis verzichtet wurde, so ist doch anzunehmen, dass am Ende des Bonjour-Berichtes eine Übersicht über die benutzten Aktenbestände folgen wird. Sie wird manchem Historiker eine unerlässliche und wertvolle Hilfe sein.

Der erste Band bildet mit den noch ausstehenden eine Einheit. Eine abschliessende Würdigung ist daher nicht möglich. Dass Edgar Bonjour seinen Auftrag nicht nur glänzend gelöst, sondern ein für das ganze Schweizer Volk bedeutsames Werk geschrieben hat, darf man schon jetzt dankbar anerkennen.

Klaus Urner

[1] Edgar Bonjour, Geschichte der schweizerischen Neutralität im Zweiten Weltkrieg – Vier Jahrhunderte eidgenössischer Aussenpolitik, Bd. IV: 1939–1945, Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1970. – [2] AS 1939, S.809; Bonjour Bd. IV, S.23, Anm. 5, gibt irrtümlich S. 769 an. – [3] AS 1939, 810ff. – [4] PAB, Pol II, Schweiz. Handbuch III, 1940–1943: Köcher an AA, Bern, 19.11.1940. – [5] A.a.O., Vermerk betr. Pilet-Golaz, undatiert. – [6] Bericht des Kommandanten der Flieger- und Fliegerabwehrtruppen an den Oberbefehlshaber der Armee über den Aktivdienst 1939–1945, S.19; vgl. Walo Hörning. «Der Einsatz der Schweizerischen Flugwaffe im Neutralitätsdienst, insbesondere ihr Kampfeinsatz im Juni 1940»; in: Die Schweiz im Zweiten Weltkrieg, hg. von Hans Rudolf Kurz, Thun 1967, S.168. – [7] PAB, Ha-Pol, Clodius Schweiz 1939–1941: Aufzeichnung Wiehl vom 3.Juli 1940. – [8] PAB, Ha-Pol, Wiehl, Schweiz 1940–1942: Hemmen an AA, Wiesbaden, 9. Juli 1940. – [9] PAB, Pol II, Schweiz. Handbuch IV, 1940–1943: Berichtsauszug vom 12.7.1940. – [10] So lässt Bonjour ungeklärt, welche Persönlichkeit oder welche militärische Stelle Theodor Gut den Auftrag zu diesem Vorstoss beim Bundesrat gegeben hat. – [11] Pilet an Pierre Béguin, Lausanne 22.12.1950, zit. in: Bonjour Bd. IV, S.133; vgl. NZZ Nr.109, 6.3. 1970: «Neue Bewegung um den Bonjour-Bericht in der französischen Schweiz.» – [12] PAB, Pol II, Richtlinien Schweiz 1942–1943: Köcher an AA, Bern, 27. April 1942. – [13] Guisan an Minger, AHQ 14.8.1940; Guisan an Pilet, AHQ 9.11.1940, in: Bonjour, Bd. IV, S.226ff. und 236f. Bonjour zitiert nach Photokopien; wo befinden sich die Originalbriefe? – [14] A.a.O., S.226ff. – [15] Hans Fleig, «Hartes Urteil über Hans Frölicher», Sonntags-Journal, Nr.47, 22./23.11.1969. – [16] Hans Frölicher, Meine Aufgabe in Berlin, Privatdruck 1962. – [17] PAB, Pol. II, Richtlinien Schweiz 1942–1943: AA an Dt. Ges. Pressburg, 12.5.1942. – [18] Willy Bretscher, «Totalitarismus – Anmerkungen zu einem Buch von Carl J. Burckhardt», in: Freundesgabe für Friedrich T. Gubler, Winterthur 1960. – [19] Militärgerichtshof Nr.IV, Fall XI, Prozessprotokoll, S.9407: Verhör Ernst von Weizsäcker, 18.6.1948. – [20] A.a.O., S. 9632: Aussage Albrecht von Kessel, 21.Juni 1948. – [21] AGZ, Nachlass Dr. Max Leo Keller: Briefwechsel 1930–1932; vgl. insbes.: Pilet an Keller, Bern, 25. Okt. 1930, und Richard König an Ständerat R. Schöpfer, Bern, 19. April 1932. – [22] AGZ, Mikrofilm Heinrich Frick: Wetter an Jenny, 9.8.1940, zit. in: A. von Sprecher, Memorandum für Bundesrat von Steiger, Maienfeld, 6.Sept. 1950; vgl. Bonjour, Bd. IV, S. 378. – [23] AGZ, Mikrofilm Rudolf Grob; vgl. u.a.: Grob an Bundesrat Wahlen, Meilen 15.12. 1965; – [24] «Weltwoche»-Gespräch mit Professor Bonjour: Lücken im Bundesarchiv; Die Weltwoche, Nr.1759, 28.7.1967.

Folgenden Archiven entstammen die zitierten Dokumente: Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, Bonn (PAB), Staatsarchiv Nürnberg, Archiv der Arbeitsgruppe für Zeitgeschichte, Zürich (AGZ).

HINWEISE

Das jüngste Produkt in der bis heute recht beängstigend angeschwollenen Reihe mehr oder weniger seriöser und mehr oder weniger reisserischer Beiträge zur Aufklärung der angeblich unbewältigten Schweizer Vergangenheit von 1939 bis 1945 ist *Jean-Baptiste Mauroux:* «Du bonheur d'être Suisse sous Hitler» (J.J.Pauvert, Paris). Vom Titel abgesehen, findet sich nichts Neues darin – weder an Dokumenten noch an Interpretationen. Das Buch bietet weiter nichts als ein Sammelsurium willkürlich aufgespiesster, in plumper Schwarzweiss-Manier kommentierter Quellenfetzen; eine ernsthafte Diskussion hierüber ist nicht möglich. Falls dieses Buch überhaupt irgendeine Aussage in sich birgt, so höchstens über die seelische Situation eines mit seinem Land und vor allem mit sich selbst zerworfenen jungen Menschen. Die Gefahr, dass die Schweizergeschichte von 1939 bis 1945 noch für weitere autotherapeutische Übungen herhalten muss, dürfte durch das Erscheinen von Professor Bonjours Bericht über diese Jahre jetzt dann ja ein für allemal gebannt sein.

*

«Im Anfang war Adenauer» – so beginnt *Arnulf Baring* seine brillant geschriebene wie wissenschaftlich solid fundierte Studie über «Aussenpolitik in Adenauers Kanzlerdemokratie» (Verlag R. Oldenbourg, München). Man gewinnt bei der Lektüre dieses fesselnden Buches den Eindruck, dass die Epoche Adenauers einen entscheidenden Abschnitt nicht nur für die Geschichte Deutschlands, sondern auch für die Gestaltung des Nachkriegseuropa überhaupt

darstellte. Baring untersucht eingehend die Struktur der Entscheidungsprozesse im Bundeskanzleramt, deren Verankerung in Bundesregierung und Bundeskanzleramt sowie, in einem letzten, gerade in Hinblick auf die aktuellen Geschehnisse wieder interessanten Kapitel, die Rolle Adenauers im Zusammenhang mit dem Scheitern der EWG.

*

Vieles deutet darauf hin, dass die Geschichtswissenschaft heute in einer Phase angelangt ist, wo das überkommene Arbeiten in dieser Disziplin nicht mehr möglich ist, wo gründliche methodologische Reflexion nötig wird. Unter dem in letzter Zeit reichlich fliessenden selbstkritischen geschichtstheoretischen Schrifttum verdienen die Beiträge *Reinhard Wittrams* Beachtung; nachdem Wittram schon vor 10 Jahren eine sehr anregende Studie «Das Interesse an der Geschichte» vorgelegt hat, veröffentlicht er jetzt einen neuen Band mit Abhandlungen zur Methodik der Geschichtswissenschaft und zur Ortsbestimmung der Historie unter dem Titel «Anspruch und Fragwürdigkeit der Geschichte» (Kleine Vandenhoeck-Reihe Nr. 297–299). Diese äusserst anregende Publikation untersucht insbesondere die Probleme des «Geschichtsbewusstseins», der Bilder und Begriffe, der Abstraktion in der Soziologie und in der Geschichtswissenschaft sowie der Biographie. Wittram geht so weit zu fragen, was denn überhaupt die Finanzierung der Historischen Seminare und die Besoldung der Geschichtslehrer rechtfertige – und er findet auch eine sehr eindrückliche Antwort hierauf.

*

Die «Soziologischen Texte» des Luchterhand-Verlags, Berlin-Neuwied, können das grosse Verdienst für sich beanspruchen, unter anderem immer wieder wichtige Werke aus den in den Sozialwissenschaften führenden angelsächsischen Ländern einem deutschsprachigen Leserpublikum zugänglich zu machen. Aus den jüngsten Publikationen in dieser Reihe sei vor allem auf den als Klassiker geltenden Band «Wahlen und Wähler» (Nr. 49) von *Paul F. Lazarsfeld* hingewiesen, der für die Erforschung von Wahlen und Wählerverhalten wegweisend geworden ist, sodann auf den überaus anregenden «Versuch zu einer Wissenssoziologie» (Nr. 53) von *Kurt H. Wolff*.

*

Wenn *Manfred Hättich* seine jüngste Arbeit mit dem Titel «Grundbegriffe der Politikwissenschaft» (Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt) versieht, so ist das eigentlich leicht irreführend: Die genau 100 Seiten dieses Büchleins sind im Grunde mehr als das, nämlich eine knapp gehaltene, aber treffliche Einführung in die Hauptprobleme der Politischen Wissenschaft an sich. In einem ersten Teil beschreibt Hättich Begriffsgruppen und Begriffsfelder; der erste Teil vermittelt eine Orientierung über die Forschungsziele. Auch Leser, die sich zum erstenmal mit dieser Sache befassen, werden auf verblüffend geschickte Weise selbst an komplexe Forschungsansätze wie Systemtheorie, Konsumlehre und Herrschaftsproblematik herangeführt.

*

Der Mannheimer Soziologe *Rudolf Wildenmann* gibt jetzt ein neues Jahrbuch heraus, das den Zweck hat, politische Probleme aus der Sicht der «gesamten Sozialwissenschaften» zu erörtern: *Sozialwissenschaftliches Jahrbuch für Politik* (Günter-Olzog-Verlag, München/Wien). Der 1. Band (1969) enthält Forschungsberichte über die Bundestagswahl 1969, das politische Bewusstsein der Wähler und das Wahlverhalten an Bundeswehrstandorten. Diese und andere, vor allem forschungstheoretische Beiträge zur Wahl- und Wähleranalyse befassen sich zwar ausschliesslich mit Detailproblemen, vermögen aber einen sehr guten Einblick in die gegenwärtigen Forschungsrichtungen auf diesem Gebiet zu geben.

Orientierung über die neuen und neusten Entwicklungen der Dramatik und des Theaters wäre sehr zu wünschen. Zwar wird viel zu diesem Thema publiziert; eine Diskussion, die so bald kein Ende finden wird, ist seit langem im Gange. Nur – was ist das eigentlich: das zeitgenössische Theater? Die Tagespublizistik neigt auf diesem Gebiet dazu, verdächtig oft etwas ganz Neues anzukündigen. Wer den Versuch unternimmt, grössere Zeiträume zu überblicken und die Erscheinungen, auch die neusten, mit früheren Entwicklungen zu vergleichen, wird feststellen müssen, dass die Proklamationen zahlreicher sind als die Neuerungen. Es kommt hinzu, dass wir es als Zuschauer am Ende nicht mit Parolen, sondern mit Theater, einer spezifischen Form künstlerischen Gestaltens zu tun haben. Nicht was ein Dramatiker oder ein Regisseur wollen, sondern was sie auf der Bühne verwirklichen, müsste Gegenstand der Diskussion sein. Die Verwirrung, die dem Gespräch gerade heute wieder droht, ist nicht gering. Dankbar greift man nach Darstellungen, die eine erste Sichtung versuchen. Bereits wiederholt neu aufgelegt wurde Siegfried Melchingers Leitfaden durch das zeitgenössische Schauspiel, «Drama zwischen Shaw und Brecht»[1]; bewährt hat sich auch das Buch von Margret Dietrich, «Das moderne Drama»[2]. Wer nicht in erster Linie Namen und Daten, sondern Analyse und Theorie sucht, wird auf Peter Szondis «Theorie des modernen Dramas» zurückgreifen[3]. Hier sei, in knappen Hinweisen, auf ein paar weitere Schriften aufmerksam gemacht, die der Information über das zeitgenössische Theater dienen.

Panorama des zeitgenössischen Theaters

In revidierter und erweiterter Neuausgabe liegt das «*Panorama des zeitgenössischen Theaters*» von *Marianne Kesting* vor, das 1962 zum erstenmal erschienen ist[4]. Es enthält achtundfünfzig literarische Porträts, wobei gegenüber der Erstausgabe neu hinzugekommen sind die Aufsätze über Armand Gatti, Witold Gombrowicz, Slawomir Mrozek, Arnold Wesker, John Arden, Nelly Sachs, Martin Walser, Hans Günther Michelsen, Konrad Wünsche, Rolf Hochhuth, Peter Weiss und Peter Handke. Diese Liste allein zeigt, wie rasch sich die Szenerie wandelt, wie rasch in wenigen Jahren Dramatiker aufsteigen können, die das Theater der Gegenwart nachhaltig mitbestimmen.

Marianne Kestings Buch hat die Form einer Aufsatz-Sammlung. Jeder Autor wird in einer stichwortartigen Kurzbiographie und mit den Titeln seiner Stücke vorgestellt. Daran schliesst sich eine persönlich geprägte Charakteristik an. Die Verfasserin betont in ihrem Vorwort, sie erhebe mit ihrem Buch keinerlei Anspruch auf Überzeitlichkeit und Allgemeingültigkeit, sondern gebe nicht mehr als «eine Stellungnahme aus unseren Tagen zu einem Gegenstand unserer Tage: dem Theater». Im einzelnen ist dazu freilich zu bemerken, dass schon die Auswahl und weit mehr noch die Akzentuierung schwerlich zu denken sind ohne eine umgreifende Anschauung. Wer ein «Panorama» zeichnet, wird Täler und Erhebungen erfassen und in sein Bild einbeziehen müssen. Das Mosaik aus Dramatiker-Porträts, das hier vorliegt, lässt den berechtigten Wunsch nach Gesamtschau und Übersicht jedoch unbefriedigt. Man müsste symptomatische Urteile ausziehen und zusammenstellen, um den Standort der Verfasserin deutlicher zu sehen und die dramatische Landschaft, wie sie sich ihr darbietet, plastischer zu erkennen. Vor Urteilen scheut Marianne Kesting erfreulicherweise nicht zurück. Über Dürrenmatt sagt sie etwa, «seine Theaterform sei schon lange reif zum Umschlag in den Surrealismus». Frisch ist in ihren Augen ein «Brecht-Adept. Und dies als ein verschämter Bürger, das heisst als einer, der sich geniert, ein Bürger zu sein, aber sich zugleich hütet, keiner zu sein».

Dergleichen Formulierungen haben zweifellos ihren Reiz, wie auch die Etiketten, die jeder der porträtierten Dramatiker im Titel aufgeklebt bekommt. Bei Mrozek heisst diese Etikette «Terror und Anpassung», bei Gombrowicz «Tragödie der Fiktion», bei Handke «Die Sozialwelt als Platitüde», bei Albee «Kampf aller gegen alle». Da wird deutlich, dass derartige Signete, ohne die der Journalist nicht gut auskommt, ihre Fragwürdigkeit haben, wenn es darum geht, Distanz und Übersicht zu gewinnen. Man wird das Buch Marianne Kestings vor allem dann benutzen, wenn man über einen zeitgenössischen Dramatiker eine knappe und pointierte Meinung sucht. Zu wünschen wäre dann freilich, dass die allerwichtigsten bibliographischen Angaben (Ausgaben der Stücke, kritische Darstellungen) in die paar sachlichen Daten zur Person aufgenommen worden wären.

«*Das Theater und sein Double*»

Antonin Artaud erscheint – und dies nicht aus alphabetischen Gründen – an zweiter Stelle nach Alfred Jarry: er gilt auch für die Verfasserin des «Panoramas» als einer der Väter des zeitgenössischen Theaters. Er habe, so wird da ausgeführt, auf die Spannung zwischen Avantgarde und grossem Publikum «mit dem genialen und in seinen Mitteln weit vorausgreifenden Entwurf eines Theaters» reagiert, «das den humanitären Krankheitsprozess der Gesellschaft durch Formulierung der Krankheitssymptome heilen sollte». Man tut heute gut daran, sich an den Quellen über Artauds «Theater der Grausamkeit» zu informieren; zu zahlreich sind seine Nachbeter und eigenwilligen Interpreten, als dass eine Überprüfung seiner Thesen bei der ernsthaften Bemühung um Erkenntnis zu umgehen wären.
Es dauerte immerhin Jahrzehnte, bis die Essay-Sammlung «*Das Theater und sein Double*», *Antonin Artauds* grundlegende Schrift, in deutscher Sprache zugänglich gemacht wurde[5]. Jean-Louis Barrault sagt von diesem Buch, es sei das wichtigste, das über das Theater des 20. Jahrhunderts geschrieben worden sei. Es ist jedenfalls eine Sammlung von Aufsätzen, in der Thesen herausgestellt werden, die heute erst zu ihrer Geltung und freilich auch ihrer inflatorischen Ausmünzung gelangt sind. Artaud geht von der Feststellung aus, dass Leben und Kultur, soziale und biologische Wirklichkeit auf der einen, das Pantheon der Kunst auf der andern Seite ohne Beziehung nebeneinander stehen. Er protestiert gegen diese Einengung der Kultur; er protestiert gegen die Vorstellung, «als gäbe es einerseits Kultur und andrerseits Leben». Seine kurzen Essays sind Manifeste, schon in Titeln wie «Schluss mit den Meisterwerken», «Das Theater und die Pest» und «Das Theater der Grausamkeit» die Richtung ihrer Aggressivität proklamierend. Es geht gegen eine ästhetische Kultur, die sich abschirmt gegen das Leben, den Hunger, die Ungerechtigkeit und die Gewalttat, und das Theater soll darum die Scheidewand zwischen einer in dieser Weise missverstandenen Kultur und der unmittelbaren Wirklichkeit durchstossen. Das Mittel dazu erblickt er in der integralen theatralischen Aktion, der keinerlei Grenzen gesetzt sein sollen. Realität und Traum, Bewusstes und Unbewusstes sollen sich auf der Bühne durchdringen. Hier werden Tendenzen sichtbar, die bei Genet, bei Ionesco, aber auch noch in den kollektiven Improvisationen etwa des «Living Theatre» weiter verfolgt werden können. Entscheidend ist, dass das Publikum nicht mehr als eine passive, anonyme Masse akzeptiert wird; die Schauspieler sollen die Konfrontation und die Auseinandersetzung erzwingen. Peter Brook berichtet in seinem nun auch in deutscher Sprache vorliegenden Buch «Der leere Raum»,wie sich Zuschauer, die gekommen sind, um einen «experimentellen» Abend zu erleben, herablassend, verspielt und sanft missbilligend in den Sitzen räkeln[6]. Das Programm beginnt mit Artauds Dreiminutenstück «Der Blutstrahl»: kein Dialog, nur noch Schreie. Einige im Saal sind fasziniert, andere kichern. Die Verwirrung des Publikums ist einkalkuliert. Im weiteren Ver-

lauf des Abends, der Ernstgemeintes und blosse Scherze mischt, macht Brook die Erfahrung, «dass ein Publikum überhaupt nicht gerüstet ist, von einer Sekunde zur andern ein Urteil zu fällen». Man kann dieses Publikum «konditionieren», es kommt mit seinen Vorurteilen und seinen Unsicherheiten, es lehnt sich an konventionelles Verhalten an und ist verstört, sobald man – von der Bühne her – eben gerade dagegen verstösst. Artaud hat dazu die wirksamsten Anstösse gegeben. Aber es scheint, dass einige seiner späten Nachfolger die Methode selbst zum Inhalt gemacht haben. Nicht mehr darum geht es, das Unmittelbare freizulegen. Es geht darum, Skandal zu machen. Bei Artaud ist der Skandal zwar eingeplant; aber er ist ein Mittel, und entscheidend ist, was damit bewirkt werden kann.

Ein einziges Beispiel missverstandener, pervertierter Gefolgschaft sei hier kurz erwähnt: die Texte von *Fernando Arrabal* («Garten der Lüste»), *David Rudkin* («Vor der Nacht») und *Tuli Kupferberg* («Ficknam»), die *Ute Nyssen* unter der Kennmarke «*Radikales Theater*» herausgegeben und mit einem Nachwort ausgestattet hat, sind zwar in ihrer Art und ebenso in ihrer dramatischen Qualität recht unterschiedlich[7]. Arrabal, möchte ich meinen, liegt mit seinem surrealen Traumspiel weitab von dem anarchistischen Vietnamstück Kupferbergs, und Rudkins realistische Darstellung eines aus finsteren Antrieben erfolgten Mordes steht wiederum in anderen Nachbarschaften. Die «Radikalität», die als Klammer für die drei Stücke herhalten muss, besteht offenbar in der Tatsache, dass es in allen drei um Mord geht. «Kompromisslos» sind diese Stücke freilich. Nur müsste auch bedacht werden, dass der Kompromiss an und für sich weder gut noch schlecht ist.

«*Der leere Raum*»

Zum Beispiel ist es eine «radikale» Forderung, das Publikum sei umzufunktionieren. Man sucht nach einem «neuen» Publikum und vermutet es zum Beispiel bei den jungen Leuten von heute. Nicht die «Etablierten», die im Theater ihre Feierabendunterhaltung suchen, «Kulturgut» bestenfalls, das zu gar nichts verpflichtet, sondern ein Publikum, das spontan reagiert, mitgeht, rebelliert, sich ansprechen und provozieren lässt, wird von den Exponenten des zeitgenössischen Theaters mit Recht gefordert. Dem Theater als «ästhetischer Kultur» den Kampf angesagt zu haben, ist Artauds historisches Verdienst – wenn man auch sogleich beifügen muss, dass solche Kampfansagen die Theatergeschichte schon in früheren Epochen akzentuieren. Aber gut, hier also ist Kompromisslosigkeit am Platz. Nur, wenn daraus nun Theorien und Dogmen abgeleitet werden, eben zum Beispiel bezüglich der «Umfunktionierung» des Publikums, so zeigt die tägliche Praxis, dass Beweglichkeit eine hervorragende Eigenschaft des Theaterschaffenden, Starrheit und Sturheit ein grosses künstlerisches Unglück sind. Faszinierend an den Reflexionen des englischen Bühnenrevolutionärs *Peter Brook* («Der leere Raum») ist genau diese Fähigkeit, beweglich zu bleiben, Experimente wirklich als offene Versuche durchzuspielen und hernach auch Schlüsse zu ziehen, auch wenn diese Schlüsse unter Umständen anders lauten, als man es aus Gründen ideologischer Lupenreinheit vielleicht hätte wünschen mögen. Es läge nahe, sagt Brook zum Beispiel, «das volksnahe Publikum durch eine volksnahe Sprache zu locken». Aber diese Logik breche nur zu leicht zusammen: obwohl es dieses Publikum offenbar gebe, sei es wie ein Irrwisch. Man kann auf alle und jede Weise «popularisieren»: es läuft am Ende darauf hinaus, die alte «Kultur», früher ein Privileg bevorzugter Kreise, allen zugänglich zu machen. Entscheidend aber wäre, «Werke zu schaffen, die im Publikum einen unverkennbaren Hunger oder Durst hervorrufen». So weit Brook.

Erkennt man, wie sich das Problem diesem Pragmatiker der Szene darstellt? Nicht dass politische Lehren im Theater an den Mann gebracht werden, nicht dass da «Theater der Grausamkeit» praktiziert und «gesellschaftliche Relevanz» in Stück-

wahl und Darstellung angestrebt wird, sondern dass das Theater für den Zuschauer so sehr eine Notwendigkeit werde wie für den Schauspieler, das müsste eigentlich erreicht werden.

Das Geheimnis liegt, man kann es drehen und wenden, wie man will, in all dem, was man bis heute auch im Blick auf das Theater als Kunst bezeichnet hat: in der Fähigkeit, Widerspruch und Übereinstimmung zugleich zu bewirken, Unmittelbarkeit des Lebens in der Fiktion. «Im täglichen Leben», sagt Brook, «ist ‹wenn› ein Ausweichen, im Theater ist es die Wahrheit. Wenn wir uns durchgerungen haben, an diese Wahrheit zu glauben, dann sind Theater und Leben eins.» Dass da auch Magie mit im Spiele ist, wird der Leser dieser Gedanken und Bekenntnisse nicht länger bezweifeln. Auch möchte man manches von dem, was Brook en passant notiert, den humor- und kompromisslosen Polit-Theatrarchen insbesondere des deutschen Gegenwartstheaters ins Stammbuch schreiben. «Ich habe den grössten Respekt vor dem Vergnügen anderer Leute», wäre zum Beispiel so ein Satz, oder: «Das Problem des tödlichen Theaters ist das Problem des tödlichen Langweilers», oder: «Der Kritiker, dem das Theater keinen Spass mehr macht, ist ein tödlicher Kritiker.» Und endlich: «Das wäre ein trauriger Tag, wenn das Publikum nur noch aus Pflichtgefühl ins Theater ginge.» Sätze eines Mannes, dessen Arbeit von den Schauspielern ebenso wie von der Kritik und am meisten wohl von einem dankbaren Publikum in aller Welt anerkannt wird. Tröstliche Sätze in öder Zeit.

Anton Krättli

[1] Siegfried Melchinger, Drama zwischen Shaw und Brecht. Ein Leitfaden durch das zeitgenössische Schauspiel. Carl-Schünemann-Verlag, Bremen 1957, vierte Auflage 1961. – [2] Margret Dietrich, Das moderne Drama. Zweite, überarbeitete und erweiterte Auflage, Alfred-Kröner-Verlag, Stuttgart 1963. – [3] Peter Szondi, Theorie des modernen Dramas. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main 1956. – [4] Marianne Kesting, Panorama des zeitgenössischen Theaters, 58 literarische Porträts. Revidierte und erweiterte Neuausgabe, R. Piper & Co., Verlag, München 1969. – [5] Antonin Artaud, Das Theater und sein Double. Deutsch von Gerd Henniger. S.-Fischer-Verlag, Frankfurt am Main 1969. – [6] Peter Brook, Der leere Raum. Möglichkeiten des heutigen Theaters, aus dem Englischen von Walter Hasenclever, Vorrede von Siegfried Melchinger. Hoffmann-und-Campe-Verlag, Hamburg 1969. – [7] Radikales Theater (Arrabal, Rudkin, Kupferberg), mit einem Nachwort von Ute Nyssen. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 1969.

WER HAT ANGST VOR DEM PUBLIKUM?

Wer Angst vor der Neuen Musik habe? Bestimmt nicht der Südwestfunk, meint die Musikabteilung dieser Anstalt in einer zwanzigseitigen Broschüre[1]. Sie behandelt das Verhältnis zwischen Neuer Musik und dem Publikum. Dazu werden in sechs Kurzartikeln die Ansichten von zwei Musikkritikern, zwei Komponisten, einem Dirigenten und einem Musikhistoriker herbemüht.

Hans Heinz Stuckenschmidt hält das heutige Publikum gegenüber dem früherer Jahrzehnte für verjüngt und vermutet, dass bei dieser Jugend «der Rang und die Art der musikalischen Darstellung gar keine so wichtige Rolle spielt wie eben ihre vermeintliche oder wirkliche Abseitigkeit». *Dieter Schnebel* gesteht, dass «Avantgarde eine bündische Elite bildet», wobei in letzter Zeit vermehrt «die Frage nach der gesellschaftlichen Wirkung zur Debatte» stehe. *Clytus Gottwald* lobt seinen Darbietungen mit der Stuttgarter Schola Cantorum «die Absage an die feierliche Zelebration, durch welche sich die traditionellen Konzerte selbst überhöhen» nach, wobei «neue Musik nicht mehr in einem Ghetto» eingesperrt werden könne. *Everett Helm* will zwischen «neuer» und «Neuer» Musik unterschieden wissen, argumentiert mit dem «Mann auf der Strasse», dem die nötige «Redundanz» zum Verständnis der «Neuen» Musik fehlte, schilt das Verhältnis zwischen dieser und dem Publikum als «ungesund» und möchte offenbar dem «normalen Publikum» lieber nur die

«neue» Musik verschrieben haben. *Hans Oesch* wärmt nochmals das Klischee auf, dass neue Musik «für eine Elite bestimmt ist und nur von einer Elite getragen» werden kann, und meint im übrigen – wobei er sich auf eine von Adorno verschiedentlich geäusserte Forderung stützt –, dass längere und öffentliche Rundfunkproben zum breiteren Publikumsverständnis beitragen könnten. *Dieter Schönbach* spricht vom «Kampf um den Konsumenten», obwohl – oder gerade weil – keine «breitere Hörerstreuung bisher beobachtet werden konnte», erwartet aber ein zukünftiges Publikum bei den Interessenten der Multimediastücke, wobei «die ständig wachsende Tendenz zur Verbindung aller Künste zur Integration von klanglichen und optischen Ereignissen einen grossen Einfluss auf die Konsumentenbildung ausüben wird».

So gegensätzliche Ansichten, so abgedroschene Klischees teilweise aufgefahren werden – diese Artikel können nicht an der Tatsache vorbeireden, dass und warum moderne Musik – «modern», wenn sie wirklich dem Bewusstseinsstand der Nachkriegszeit entsprechen will – kein ihr entsprechendes Publikum gefunden hat. Dass Ausdrücke wie: «Abseitigkeit», «Elite», «Ghetto», «fehlende Redundanz», «geringe Hörerstreuung» gerade aus der Feder von Vertretern oder zumindest Verteidigern moderner Musik kommen, scheint diese Broschüre zu einer Nänie auf die heutige Tonkunst zu stempeln. Die Meinung des Musikwissenschaftlers, dass es schon immer so gewesen sei, stimmt nur für die Epoche seit der Schönbergschule – also seit etwas mehr als einem Halbjahrhundert – und müsste gerade von einem Historiker dahin berichtigt werden, dass sonst zu allen Zeiten stets nur «neue» – oder auch «Neue» – Musik gefragt war.

Der Epilog – von *Josef Häusler*, dem Redakteur dieser Schrift, verfasst – ist weiter nichts als eine Eloge auf die Rolle des bundesdeutschen Rundfunks im allgemeinen und die des Südwestfunks im besonderen. Eine Hymne, die durch den eingestandenen und auch nicht eingestandenen Mangel an Publikumsbreitenwirkung der «Neuen» wie übrigens, wenn auch weniger krass, auch der «neuen» Musik erbärmlich desavouiert wird. Tatsächlich sollte sich Mäzenatentum zuschreiben dürfen, wer in zwei Jahrzehnten mehr als hundert Aufträge an Komponisten vergeben hat, die sich «dem musikalischen Bewusstsein eingeprägt haben». Nur bliebe zu fragen: Wessen musikalisches Bewusstsein? Das des Manns auf der Strasse, des Komponisten Stockhausen, des Musikabteilungschefs beim Südwestfunk? Jedenfalls ist dieses Bewusstsein bis heute noch nicht so allgemein geworden, dass es irgend ein Veranstalter wagen kann, bei einem Konzert mit avantgardistischer Musik einen vollen Saal zu erwarten, ohne die Leute mit Freikarten oder nachfolgender Party zu locken.

Im übrigen macht sich der Südwestfunk verantwortlich für den späteren Ruhm von Fortner, Boulez, Stockhausen, Zimmermann, Henze, Penderecki, Ligeti. Vollends einen Hauch von Public Relation verraten die Bildlegenden dieser unbestreitbar gediegen-formosen Broschüre, wenn es etwa heisst: «Krzystof Penderecki leitete mit ‹Anaklasis› eine neue Phase klanglichen Denkens ein. Seither hat er drei weitere Kompositionen für den Südwestfunk geschrieben.» Oder: «1951 in Donaueschingen noch umstritten, heute weltberühmt: Pierre Boulez.» Der eine hätte es sicherlich auch ohne Heinrich Strobelsche Schützenhilfe geschafft. Der andere ist heute so umstritten wie damals, nur eben aus anderen Gründen.

«Wer hat Angst vor der Neuen Musik?» – zweifellos nicht der Rundfunk. Bestimmt nur das Publikum, denn keine Statistik hat bis heute nachweisen können, wie viele Hörer sich den Spätprogrammen mit moderner Musik stellen. Darum muss diese Broschüre einseitig bleiben: Werbeschrift, Rechenschaftsbericht, Bestandesaufnahme? Am Ende gar alles in einem.

Rolf Urs Ringger

[1] **Wer hat Angst vor der Neuen Musik? Eine Broschüre, hg. vom Südwestfunk, Baden-Baden 1969.**

DIE GATTUNG ZWISCHEN DEN STÜHLEN

Zu Ludwig Rohners Dokumentation über den deutschen Essay

In dem von Wolfgang Kayser herausgegebenen «Kleinen literarischen Lexikon» (3. Auflage 1961) wird der Essay definiert als «kürzere Abhandlung, die in bewusster Subjektivität und in aufgelockerter künstlerischer Gestaltung das gewählte Thema von verschiedenen Seiten her beleuchtet». Weitere Kennzeichen seien «die Gleichzeitigkeit von Lockerheit im einzelnen und Abrundung im ganzen, von Willkür in der Blickrichtung und Gültigkeit in den Einsichten»; der Essay strebe, im Gegensatz zum Feuilleton, «nach überalltäglicher Dauer». Auf Seite 672 seines Standardwerkes gibt Ludwig Rohner 1966 seinerseits die folgende «synthetische Definition des Essays»: «Der (deutsche) Essay, eine eigenständige literarische Gattung, ist ein kürzeres, geschlossenes, verhältnismässig locker komponiertes Stück betrachtsamer Prosa, das in ästhetisch anspruchsvoller Form einen einzigen, inkommensurablen Gegenstand meist kritisch deutend umspielt, dabei am liebsten synthetisch, assoziativ, anschauungsbildend verfährt, den fiktiven Partner im geistigen Gespräch virtuos unterhält und dessen Bildung, kombinatorisches Denken, Phantasie erlebnishaft einsetzt[1].»

Die beiden Definitionen enthalten nicht wenige gemeinsame Elemente; sie heben das Kunstmässige des Essays hervor («künstlerische Gestaltung», «ästhetisch anspruchsvolle Form»), sprechen von seiner lockeren Komposition, verweisen aber auch auf seine Ambivalenz zwischen Geschlossenheit und Offenheit, und sie betonen den im Essay zum Ausdruck kommenden wechselnden Gesichtspunkt («von verschiedenen Seiten her beleuchtet», «kritisch deutend umspielt»). Die Definition Rohners ist vollständiger; aber nicht nur das: sie bringt im zweiten Teil ein grundsätzlich neues Element, indem sie den dialogischen Charakter des Essays in den Vordergrund stellt. Der Essay als geistiges Gespräch zwischen Autor und Leser ist denn auch ein Leitmotiv der ganzen Darstellung Rohners. Weiteres kommt hinzu; so werden das Spielerische und die Virtuosität der essayistischen Kunst besonders erwähnt. Dafür verzichtet Rohner auf die «überalltägliche Dauer» des Essays, glücklicherweise, möchte man sagen, weil solche unklaren Tiefgründigkeiten kaum etwas zur Sache beitragen. Seine Definition ist nicht nur vollständiger und enthält neue Elemente, sie ist auch moderner.

Ein wesentlicher Unterschied wird gleich zu Beginn der beiden Begriffsbestimmungen deutlich: für Herbert Seidler, den Verfasser des Artikels im Kayserschen Lexikon, ist der Essay eine «kürzere Abhandlung»; Rohner setzt dagegen zunächst den Akzent auf die Tatsache, dass es sich dabei um eine «eigenständige literarische Gattung» handle. Sein Buch nennt sich, etwas kokett-untertreibend, im Untertitel denn auch eine Sammlung von «Materialien zur Geschichte und Ästhetik einer literarischen Gattung». Traditionell wird dem Essay diese gattungsmässige Selbständigkeit, zum mindesten im deutschen Sprachgebiet, meist abgesprochen; er ist das literarische Genus «zwischen den Stühlen», das nirgends einen festen Platz hat und deshalb als «quantité négligeable» behandelt werden kann. Aber auch in der französischen Literatur, die mit Montaigne einen der beiden Ahnherren des europäischen Essays stellt – der andere ist der Engländer Bacon –, erscheint «l'essai» nur gelegentlich als autonome literarische Gattung, sosehr hier, im Gegensatz zu Deutschland, das kritische und wissenschaftliche Schrifttum allgemein in die Literaturbetrachtung einbezogen wird. In Deutschland sah man den «Dichter» von jeher lieber als «Künder» und «Führer des Volkes», und über der Auseinandersetzung zwischen «Dichtern» und «Schriftstellern» drohte die «Sektion für Dicht-

kunst» der Preussischen Akademie der Künste 1929 auseinanderzufallen, während der 1922 in London gegründete PEN-Club aus guter angelsächsischer Überlieferung die «Essayists» selbstverständlich mit einbezieht.

Die Untersuchung Rohners ist umfassend angelegt. Sie stellt aber weit mehr dar als eine blosse Stoffsammlung, obwohl sie das natürlich auch ist und vermutlich ganzen Generationen von Lehrern und Kritikern Anschauungsmaterial liefern wird. Im Verlauf seiner Darstellung – vom historischen über den phänomenologischen bis zum theoretischen Teil – versucht Rohner immer wieder die gattungsmässige Autonomie des deutschen Essays nachzuweisen. Ohne Zweifel markiert das Buch einen Wendepunkt in der literaturwissenschaftlichen Diskussion um den Essay, wird man in Zukunft vom Forschungsstand «vor» und «nach Rohner» zu sprechen haben. Trotzdem ist die Frage erlaubt, ob der Nachweis jener Autonomie schlechterdings möglich sei, ob sich die Proteusnatur des Essays einer systematischen Eingrenzung nicht notwendigerweise entziehen müsse. Aber kommt es überhaupt auf gattungsmässige Kriterien an? Ich möchte annehmen, dass für uns der Essay auch «nach Rohner» das Genus zwischen den Stühlen bleiben wird. Nicht mehr möglich wird es jedoch sein, den deutschen Essay als «quantité négligeable» zu behandeln. Darin scheint mir, mehr als in seinen definitorischen Bemühungen, denen manchmal etwas von der Quadratur des Zirkels eignet, das eigentliche Verdienst Rohners zu liegen. Ein kaum zu überschätzendes Verdienst allerdings! Rohner hat unser literarisches Bewusstsein konkret erweitert. Dank seinen Arbeiten sehen wir nicht nur Bekanntes schärfer und richtiger, wir sehen auch vieles zum erstenmal.

Der Essay ist eine literarische Mischform. Seine Modernität steht nicht zuletzt in diesem Zeichen. Wir wissen heute wieder besser, dass das ganze literarische Gattungswesen auf sehr zerbrechlichen Konstruktionen beruht. Die «Grundbegriffe der Poetik» sind nur scheinbar unwandelbare Konstanten. Nur dort gewinnen sie Realität, wo sie sich im Werk inkarnieren. Das ist überall und zu jeder Zeit möglich, sub specie aeternitatis kann immer wieder ein «klassisches» Kunstwerk entstehen. Aber dieser Glaube wird lähmend, wenn er uns den Blick auf die Zwischenzonen verstellt. Die zeitgenössische Literatur zeigt uns nicht die Reinheit der Formen und Gattungen, sondern Übergänge, verfliessende Grenzen, Transformationen und gewiss auch Konfusionen. Ihnen stehen in der «klassischen» Literatur die Formen der Verhärtung gegenüber. In diesem Spannungsfeld kommt den «offenen Formen» eine exemplarische Funktion zu. Gustav René Hocke hat in seinem Werk über das europäische Tagebuch ein solches Beispiel in seinen vielfachen Variationen analysiert und gedeutet. Die Untersuchung Rohners stellt einen weiteren Schritt in dieser Richtung dar. Nur zielt Hocke weniger auf die Gattung «Tagebuch» denn auf das «Diaristische» als geistige Haltung. Rohner dagegen schreibt nicht über das Essayistische, sondern über den Essay. Heute fliesst das Essayistische freilich längst in die anderen Literaturgattungen über – «Der Mann ohne Eigenschaften» ist der Kronzeuge dieser Wandlung. Ist die Abgrenzung des Essays vom Essayistischen angesichts der modernen Literatur noch sinnvoll?

Die Arbeit Rohners gibt darauf keine schlüssige Antwort, aber sie stellt selber eine – positive – Antwort dar. Gerade dadurch, dass der Verfasser auf Hunderten von Seiten das Phänomen Essay suchend umkreist, öffnet er dem Leser den Blick für die Komplexität der literarischen Gattung, die keine ist. Vielleicht legt sich Rohner gelegentlich etwas zu sehr auf den deutschen Essay des 19. Jahrhunderts fest, also auf ein «klassisches »Modell, wie es sich bei Gildemeister, Herman Grimm oder Karl Hillebrand herausgebildet hat. Mit ihm darüber zu streiten, wäre ungerecht und lächerlich. Ungerecht, weil der Forscher ohne Bezugspunkte nicht auskommen kann, wenn er sein Material gliedern, ihm eine gedankliche und literarische Struktur geben will – und das tut Rohner

auf überzeugende Weise. Lächerlich, weil die vorliegende Dokumentation auch die Gegenstimmen, die Widersprüche und Einwände gegen die eigene Gattungsbestimmung nicht ausschliesst. Im Abschnitt über «Die Eigenständigkeit des Essays» findet sich der Hinweis auf eine Voraussage Anatole Frances, «der Essay werde eines Tages die gesamte Literatur aufsaugen»: damit würde – oder wird – jede Diskussion um das literarische Genus überflüssig. Rohner kennt seinen Gegenstand viel zu gut, seine Akribie und wissenschaftliche Redlichkeit sind viel zu gross, als dass er sich auf ein starres, die lebendige Wirklichkeit des Essays vergewaltigendes System festlegte. Und dies, obwohl er den Leser über seine subjektiven Neigungen nicht im unklaren lässt. So wenig bei ihm das Persönliche je auf Kosten der sachlichen Zuverlässigkeit geht, so wenig tarnt er sein persönliches Temperament, seine Sympathien und Antipathien hinter sogenannter wissenschaftlicher Objektivität. Sein Buch ist zunächst eine philologische Dokumentation, aber es ist auch eine eigenständige schriftstellerische und gedankliche Leistung, und das bleibt es selbst dort, wo der Leser dem Autor nicht zu folgen vermag.

Hans Hennecke meinte einmal, die einer «Phänomenologie des Essays» gemässeste Form wäre wohl so etwas wie ein «Essay über den Essay» – also ungefähr das Gegenteil des fast tausendseitigen Wälzers, den Rohner dem Gegenstand widmet. Man könnte die Probe aufs Exempel wagen. Ludwig Rohner eröffnet seine auf vier Bände berechnete Anthologie «Deutsche Essays», die er im Anschluss an seine Untersuchung herausgibt, mit einem «Versuch über den Essay»[2]. Auf weniger als zwanzig Seiten wird nun «umspielt», was vorher – um wiederum einen Ausdruck Rohners zu verwenden – «mit den Ellen der Wissenschaft» gemessen wurde. Auch jene andere Bemerkung trifft hier genau zu: der Essayist möge «dilettieren – aber durch welche Belesenheit, welche genauesten Kenntnisse gedeckt»! Natürlich lässt sich Rohners «Versuch» mit seinem Buch nur bedingt vergleichen. Trotzdem wird man sagen können, dass ihm auf den zwanzig Seiten etwas gelungen ist, was auf den tausend nicht gelingen konnte, nämlich das Transitorische des Essays nicht bloss zu belegen und zu bereden, sondern atmosphärisch fühlbar zu machen. Der Literaturwissenschafter Rohner beherrscht seinen Gegenstand, aber der Essayist Rohner hat ihn sich anverwandelt. Das spricht keineswegs gegen den Philologen, aber es spricht für die Proteusnatur des Essays. Nur wer das Verwandlungsspiel mitmacht, kann es auch völlig begreifen.

«Der Essayist glaubt utopisch an die entschwundene Einheit von Kunst und Wissenschaft» schreibt Rohner in seinem «Versuch». Die Texte, die in der Anthologie vorgelegt werden, bezeugen es Stück für Stück. Der Herausgeber hat der ersten Abteilung, die, von Johann Michael von Loen bis zu Ludwig Tieck, «Essays avant la lettre» enthält – Gelegenheit zu vielen Wiederbegegnungen und noch mehr Gelegenheit zu überraschenden neuen Bekanntschaften –, vier Texte von «Essayisten über den Essay» vorangestellt. Von Theodor W. Adorno stammt das Wort, die Aktualität des Essays sei die des Anachronistischen: «zerrieben zwischen einer organisierten Wissenschaft» und einer «Betriebsamkeit zweiten Grades». Werden die bewundernswerten Bemühungen Rohners dem deutschen Essay wenn nicht den einen Stuhl so doch die Bewegungsfreiheit gewinnen, derer er zwischen Wissenschaft und Kunst bedarf, ohne ihn zu blosser Betriebsamkeit zu verurteilen? Georg Lukács in einem Brief über den Essay von 1910: «Ob die Selbstbesinnung des Essayisten, die seit langer Zeit im Gange ist, eine Vollendung gebracht hat oder bringen kann: nicht hier ist der Ort, dies darzustellen oder darüber zu richten.»

Manfred Gsteiger

[1] Ludwig Rohner: Der deutsche Essay. Materialien zur Geschichte und Ästhetik einer literarischen Gattung. Neuwied: Luchterhand, 1966. – [2] Deutsche Essays. Prosa aus zwei Jahrhunderten. Ausgewählt, eingeleitet und erläutert von Ludwig Rohner. Band 1 ff., Neuwied: Luchterhand, 1968 ff.